



Markt in Chichicastenango



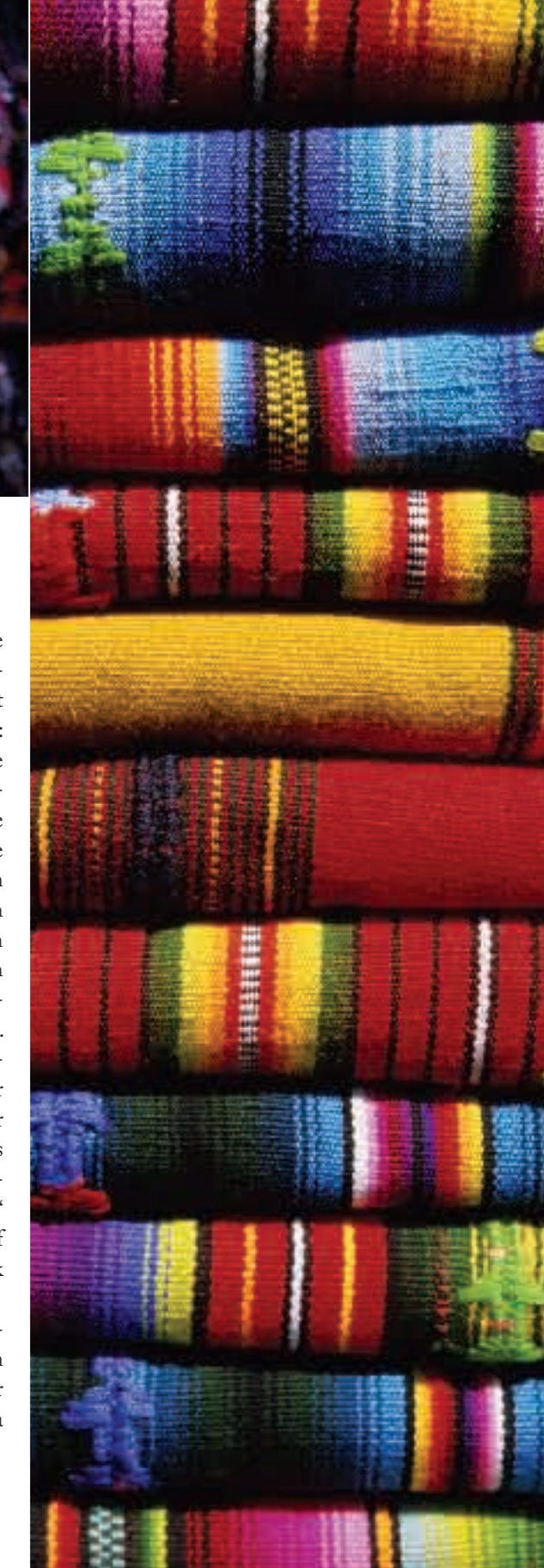
Garantiert alles Unikate



Handarbeit



Typischer Kuscheltransport mittels Tuch auf dem Rücken.



scheinlich sind es nur Kinder, die wissen wollen, welche Geister in der grünen Stoffbehausung stecken. Mit viel Überwindung schäle ich mich aus dem Schlafsack und werfe, sehr zornig und sehr pädagogisch, einige Steine in Richtung der unsichtbaren Angreifer zurück. Wider Erwarten hilft es. Die Unsichtbaren ziehen von dannen.

Aus den Bergen führt die Route hinunter ins Tiefland im Osten Guatemalas. Hier unten spüren wir regelrecht die Tonnen schwüler, feuchtigkeitsgesättigter Luft auf uns lasten. Ringsherum tristes Weideland. Hunderte von Kilometern sattgrüne Monotonie. Nach langem Anlauf wird es interessant. Plötzlich sind wir von Dschungel umgeben. Schilder warnen vor Schlangen, Nester der in Kolonien lebenden We-

bervogel hängen wie schlaffe Säcke von den Bäumen. Wir sind an den Maya-Ruinen von Tikal angelangt. Am Ende der Straße geht es

durch tunnelartige Wege unter dem Urwalddach zu Fuß weiter. Der dunkle, spannende Weg ist die Ouvertüre eines großen Schauspiels. Wie Zeugnisse aus einer anderen Welt tauchen nach einer halben Stunde die ersten Ruinenmauern in der grünen Wand auf. Wenig später treten wir aus dem Halbdunkel auf eine sonnenüberflutete freie Fläche. Beeindruckend ist für den Anblick, der sich uns jetzt bietet, stark untertrieben. Bis zu 60 Meter hohe Pyramiden und Steintribünen stehen plötzlich einfach da, eingerahmt von der Kulisse des alles beherrschenden Dschungels. Papageien, Tukane und Brüllaffen huschen durchs Bild. Entlang verschlungener Pfade

haben sich weitere Bauwerke versteckt. Nur teilweise sind sie aus der jahrhundertealten Umklammerung durch den Urwald befreit. Lianen überwuchern die Bauten der Mayas. Ein paar Tage später werden auch wir umschlungen, vom Verkehr. Der ist in den Großstädten Mittelamerikas gelinde ausgedrückt - chaotisch. Wir versuchen verzweifelt, diese zu umfahren. Guatemala City lässt sich nicht umfahren. So treffen wir die bestmöglichen Vorbereitungen, stürzen uns am frühen Morgen ausgeschlafen ins Gewimmel und - überleben. Nur zweimal werden wir touchiert. Ohne Knautschzone auf dem Motorrad relativ verwundbar, ist dies allerdings kein besonders angenehmes Gefühl. Vor allem die geschätzte 200 Jahre alten, verbeulten und schlachterprobten Lkw und Busse kämpfen mit harten Bandagen. Und mit allen Mitteln: Sie hüllen alles und uns in eine Wolke aus schwarzem Dieselruß. Der Atitlansee soll uns für den überstandenen Großstadthorror großzügig entschädigen. In intensivstem Blau liegt er tief unten in einem erloschenen Vulkankrater. Dahinter strecken sich die Kegel dreier Vulkane gen Himmel. Wir haben noch mehr

Indianerkinder müssen frühzeitig Verantwortung übernehmen.



Glück. Es wird gerade das wichtigste Fest des Jahres gefeiert: „Semana Santa“, wörtlich übersetzt: die heilige Woche. Zu Deutsch: Ostern. Am nächsten Tag ist die ganze Gegend um den See auf den Beinen. Auf den Bootsstegen wimmelt es von feiertagslustigen Menschen. Das Maisbier Chicha fließt in Strömen. Doch das heilige Thema wird unterschiedlich ernst genommen. Im Getümmel fasst mir eine junge Dame aus eher unheiligem Grund ans Gesäß. Der Versuch, meine Geldbörse zu stehlen, misslingt. Trotzdem ist die Feiertagslaune erst einmal dahin und macht einer leichten Paranoia Platz. Ich sehe nur noch Taschendiebe. Zum Glück nicht lange. Mit ein wenig Abstand bleibt nur noch der Ärger über mich selbst, eine so leichtsinnige Verlockung geboten zu haben. Eben noch führte die Straße an dem steilen Kraterhang hoch über dem Atitlansee entlang, um dann in der Mitte eines Dorfes unvermittelt zu enden. Diese wird von einem Fußballplatz aus festgetrampelt. Ich werde an Brasilien erin-

net, wo in kleineren Ortschaften die wichtigsten Institutionen, also die Kirche und der Fußballplatz, immer im Zentrum zu finden waren. Wenn ich an solchen Plätzen fragte, ob ich mitspielen könne, war das Eis sofort gebrochen. Wir gehörten sofort dazu. In Brasilien wurde höchstens kritisch, aber nicht todernst nachgefragt, ob wir aus Argentinien seien. Bei einem „Nein, aus Alemania“ war der Tag gerettet. Selbst in den ärmsten Gegenden Afrikas oder Südamerikas, wo kulturelle, materielle und sprachliche Unterschiede ein Problem darstellen konnten, um mit Einheimischen in engeren Kontakt zu treten, überwand der Fußball solche Barrieren sofort. Es zählte nur noch, wie oft man den Gegner tunnelte. Trotz der staubigen Spielfläche ist dieser Platz in dem ärmlich erscheinenden guatemalteckischen Dorf einer der bestgelegenen weltweit. Zu seinen Füßen leuchtet im Gegenlicht silberfarben der See. Zwischen den Gipfeln der drei Vulkane dahinter geht gerade die Sonne unter. Im Indianerdorf Chichicastenango ist regelmäßig Markt. Die Auswahl ist speziell und fantasievoll: feine Webereien,

handgemachtes Kinderspielzeug, gebratene Schweinedärme und Potenzsteigerungsmittel auf Naturbasis. Ein kleines Restaurant versorgt uns mit dem üblichen Mittagessen: Reis mit Huhn und Salat. Kinder nutzen die Gelegenheit und bieten derweil kleine Puppen aus Pappmaché feil. Ich bin erstaunt, wie genau die Kleinen wissen, welche Knöpfe sie bei den Touristen drücken müssen, um etwas loszuwerden. Unser Verkaufsgespräch läuft in etwa so ab: „Ist die Mango (mein Nachtsch) für mich?“ „Nein, die möchte ich selber essen.“ „Kauf mir was ab!“ „Die Puppen sind schön. Aber ich brauche sie nicht. Danke.“ Mit nun jämmerlichem Gesichtsausdruck: „Aber ich habe heute noch gar nichts verkauft.“ „Das tut uns leid.“ Erneuter Strategiewechsel Richtung selbstbewusst bis frech: „Kauf mir was ab!“ „Nein.“ Im Brustton tiefster Überzeugung: „Du bist schlecht!“ Das wäre bei mir fast der richtige Knopf gewesen. Mit etwas mehr Platz im Gepäck hätte ich zugeschlagen. Nicht immer laufen die Interessenkonflikte hier so friedlich ab. Vor wenigen Jahren war die Bevölkerung am Rande der Strecke von Quetzaltenango nach Guatemala